

Nr. 263. Bromberg, den 14. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.

(8. Fortsetzung. —

Der Gesandte entließ seinen Untergebenen mit einer gnädigen Handbewegung. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch und ergriff die Feder. Nun hatte er reichlich Stoff für seinen Bericht an Napoleon. — —

Nachdem Bettina und die Gräfin einige Stunden später das Schloß verlassen hatten, schritten beide in großer Erregung durch den Park dem Gärtnerhäuschen zu.

Die Sonne stand schon tief am Horizont. Die moosigen Stämme der Bäume im Park waren von einer purpurnen Röte umstrahlt und ihre schon kräftig belaubten Äste zeichneten sich scharf vom durchglühten Abendhimmel ab. Lange Schatten fielen über den Weg.

Die Komtesse hatte ihrer Mutter von der Begegnung mit Joachim von Erken erzählt. Die Gräfin geriet zunächst darüber außer Fassung, erschrak im tiefsten Grund ihrer Seele, denn sie sah ihre ganze Hoffnung zunichte werden. Dann aber, als sie eine kleine Weile darüber nachgedacht hatte, war sie überzeugt, daß eine allzulebhafte Phantasie und das ewige Denken an Iwan ihrer Tochter einen Streich gespielt hatte.

„Du siehst wirklich Gespenster am hellen Tag, Bettina," sagte sie ein bißchen empört. „In jedem jungen Mann willst du Iwan erkennen. Ich finde das beinahe krankhaft."

„Wenn du Herrn von Erken gesehen hättest, Mama, du würdest auch nicht zweifeln," entgegnete die Komtesse.

„Eine zufällige Ähnlichkeit," gab die Gräfin unmutig zurück.

„Nein, Mama, eine solche Ähnlichkeit gibt es nicht. Und Liebe sieht schärfer. Oder glaubst du, ich erkannte nicht seine Augen, die mir so oft glücklich entgegenlachten, nicht seinen Mund, nicht seine Stimme, die mir einstens immer wieder versichert hat, wie sehr er mich liebe?" Bettina hatte mit großer Erregung gesprochen.

„Das ist alles Unsinn!" zürnte die Gräfin. „Überlege doch selbst, wie soll Iwan Taschew, der russischer Offizier ist, plötzlich hier als der persönliche Adjutant des Herzogs auftauchen? Dir ganz zufällig als der preußische Rittmeister Joachim von Erken begegnen? Das sind doch Hirngespinste, glaube mir."

Bettina hatte sich selbst schon genau dasselbe gesagt. Ihr Verstand hatte die Unmöglichkeit, daß Joachim von Erken und Iwan die nämliche Person sein sollten, zugegeben. Aber irgend etwas in ihr, ein instinktives Gefühl sagte ihr, daß sie sich nicht täusche.

Die Gräfin vermochte eine vage Angst nicht zu unterdrücken. Der Gedanke, daß Bettina am Ende doch recht haben könnte, ließ sie nicht mehr los. Ein quälender Ärger stieg in ihr auf.

So gingen die beiden schweigend nebeneinander her auf den einsamen Wegen des Parkes, an den mit weißen Blüten besteckten Magnolienbäumen und gelb besternten Sträuchern vorüber. Aber sie hatten beide für diese Frühlingswunder keinen Blick, so sehr waren sie mit ihren Gedanken beschäftigt.

Nach einer kleinen Weile ergriff die Gräfin wieder das Wort. „Dieser Rittmeister von Erken hat, wie du mir doch sagtest, behauptet, er sähe dich zum erstenmal in seinem Leben."

Bettina widerstrebte es, darauf zu antworten. Hätte er vielleicht vor dem Herzog sagen sollen: ich bin nicht Joachim von Erken, sondern der Russe Iwan Taschew? Was soll alles dieses Reden? Was helfen alle diese Andeutungen und Bedenken? So schwieg sie.

Die Gräfin fand, daß ihre Tochter verstockt und eigensinnig sei, daß sie sich absichtlich allen vernünftigen Einwendungen verschließe. Sie wollte daher versuchen, eine andere Taktik einzuschlagen und auf Bettinas fixe Idee, wie sie es nannte, einzugehen. Sie hielt plötzlich im Gehen inne, als wollte sie dem, was sie jetzt sagen wollte, besonderen Nachdruck verleihen. „Du hast mir doch gesagt, daß du ihn einen Augenblick allein sprachst?"

„Ja, der Herzog wurde, als wir beim Tee saßen und du, um uns allein zu lassen, auf die Terrasse hinausgegangen warst, von Herrn von Erken für kurze Zeit abberufen. Da bat ich den Rittmeister, jetzt wenigstens seine Maske fallen zu lassen und mir zu sagen, was das alles bedeute. Er aber blieb fest und unerschütterlich dabei, daß ich mich irrte und mich nur eine Ähnlichkeit täusche. Gleich darauf erschien der Herzog wieder", entgegnete Bettina kleinlaut.

„Nun, warum hat er sich da nicht entdeckt? Wenn er es wirklich sein sollte, so hat sein ganzes Verhalten doch klar und deutlich gezeigt, daß euer Liebestraum für immer ausgeträumt ist, daß e r wenigstens nichts mehr von dir wissen will. Darum hat er sich verleugnet." Sie hatte damit ihren höchsten Trumpf ausgespielt.

Dieser Erwägung konnte sich Bettina nicht verschließen. Sie fühlte bei den Worten der Mutter einen heftigen Stich in der Brust. In ihren Schläfen hämmerte es. Ihre Mutter hatte etwas berührt, was sie selbst auf das bitterste empfunden hatte: wenn Erken wirklich Iwan ist, so hat er sich tatsächlich verleugnet, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

„Darin magst du recht haben, Mama", sagte sie mit klangloser Stimme. „Ich wüßte nicht, wie ich mir sein Benehmen sonst anders erklären sollte."

Die Gräfin nickte triumphierend. „Ich nehme an, du wirst ihm, immer vorausgesetzt, daß du dich in seiner Person nicht irrst, mit der gleichen Münze heimzahlen."

„Mama, ich bin jetzt die Braut des Herzogs", wehrte Bettina müde und abgespannt ab, aber man konnte aus ihren Worten eine gewisse Gereiztheit heraushören. „Damit habe ich mit der Vergangenheit abgeschlossen."

Als sie das Gärtnerhäuschen endlich erreichten, begab sich Bettina mit dem Hinweis, sie wolle allein sein, sofort in ihr Zimmer. Die Mutter verstand diesen Wunsch und ließ sie gewähren.

Bettina legte rasch, mit hastigen Bewegungen ab. Dann stand sie mit hängenden Armen in der Mitte des dämmeri-

gen Zimmers. Die Möbel und Bilder verschwammen schon ins Schattenhafte. Nur im Fensterrahmen zeigte sich der scharf umgrenzte Ausschnitt des in Rot und Gelb verglühenden Himmels.

Ein Zucken ging jetzt um Bettinas Mundwinkel, und da schlug sie die Hände vor das Gesicht und begann leise zu schluchzen.

Es war zuviel, was in der letzten Stunde auf sie eingestürmt war.

Allmählich aber ebbte der Sturm in ihr wieder ab. Die wirren Gedanken ordneten sich langsam in ihrem Kopf und aus ihnen löste sich für Bettina die bittere Gewißheit, daß die politische Mission nur eine wohl erwünschte Gelegenheit für Iwan gewesen war, von ihr frei zu werden. Sie wußte jetzt, sein Ehrgeiz war stärker als seine Liebe.

Ein leichter Frostschauer überlief sie. Der kühler gewordene Abendwind kam durch das offene Fenster herein und bewegte leise die weißen Mullgardinen.

Aber Bettina dachte nicht daran, das Fenster zu schließen. Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, trat sie an den Schreibsekretär, um das Bild Iwans hervorzuholen und es zu zerreißen. Damit wollte sie die Erinnerung an den Mann, dem sie ihre erste, die große, reine Liebe ihrer Mädchenseele geschenkt hatte, vernichten.

Als sie den Schlüssel in den Sekretär steckte, merkte sie, daß er bereits offen war. Sie wußte aber ganz bestimmt, daß sie ihn, bevor sie wegging, abgesperrt hatte.

Hastig, von einer unbestimmten Ahnung erfüllt, ließ sie die Platte herunter ... da sah sie zu ihrer namenlosen Überraschung, daß alle dort aufbewahrten Papiere verschwunden waren, auch ihre an Iwan gerichteten Briefe. Was bedeutete das? Was war hier geschehen? Sie öffnete rasch das Geheimfach: das Bild Iwans war noch vorhanden. Das war den Dieben in der Eile wohl entgangen oder sie hatten den Mechanismus des Faches nicht gefunden. Jetzt durchsuchte sie die einzelnen kleinen Schubfächer. Aber nichts fehlte von den darin befindlichen Schmucksachen. Das verwirrte sie. Ratlos schaute sie vor sich hin. Unwillkürlich griff sie in die leeren Fächer, als wollte sie sich die Gewißheit verschaffen, daß es keine Täuschung war.

Dann rief sie ihrer Mutter.

Diese kam rasch und ein bißchen erschreckt in das Zimmer.

„Man hat uns bestohlen", sagte Bettina entrüstet und wies auf den geöffneten Sekretär.

Die Gräfin starrte mit großen Augen auf das Möbelstück. Dann begann sie zu jammern: „Ja aber ... Wieso? Wer ... wer sollte ...?"

Bettina hob die Schultern. „Irgend jemand scheint Interesse an unseren Papieren zu haben, denn nur diese sind verschwunden. Die Wertsachen sind unberührt," meinte sie ein bißchen spöttisch.

Die Gräfin sank auf einen Stuhl. Ihre Beine zitterten. „Um Gottes willen ... ich kann mir gar nicht denken, wer ..." Sie vollendete den Satz in ihrer großen Aufregung nicht. Auch Bettina fand im Augenblick keine Erklärung dafür, wer hier in Frage kommen könnte und was der Betreffende mit dem Diebstahl bezweckte.

„Vielleicht intrigiert man gegen deine Heirat mit dem Herzog," überlegte die Gräfin, „und sucht nach irgend etwas Kompromittierendem."

Betina stutzte. Ihr fielen die Briefe an Iwan ein. Also darauf ging es hinaus. Man suchte sie beim Herzog zu verdächtigen. Sie war jetzt froh, daß sie Johann Georg die Wahrheit über ihre Verlobung mit Taschew eingestanden hatte. Diese Briefe konnten sie, wenn man sie dem Herzog hinterbringen sollte, nicht mehr belasten, für ihn nichts Überraschendes mehr haben.

„Da keine Schmucksachen fehlen, kannst du wohl das Richtige getroffen haben, Mama," entgegnete sie und ein fernes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. „Es gibt Kreaturen, denen kein Mittel zu schlecht ist, um ihren gemeinen Zweck zu erreichen."

Die Gräfin erhob sich entschlossen. „Wir müssen den Herzog davon verständigen."

Aber die Tochter schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, Mama, damit wollen wir den Herzog nicht belästigen. Wir werden alles weitere ruhig abwarten. Was der oder die Diebe hier im Schreibsekretär gefunden haben, wird ihnen zu dem Zweck, den sie verfolgen, nichts nützen. Es ist nicht ein Schriftstück dabei, das uns, wie du meinst, kompromittieren könnte. Denn die paar unbezahlten Rechnungen, die sich darunter befanden ... du lieber Gott, mit denen werden die Herren Einbrecher keinen Staat machen können, falls sie gegen uns ausspielen wollen." Von den Briefen an Iwan erwähnte sie nichts, um ihre Mutter nicht noch mehr zu ängstigen.

„Wenn auch. Aber es ist doch furchtbar, wenn man schutzlos solchen niedrigen Machenschaften ausgesetzt ist," antwortete die Gräfin empört und die Furchen, die sich von den Nasenwurzeln zu den Mundwinkeln zogen, verstärkten sich.

„Sie werden ihre untauglichen Versuche schon aufgeben, wenn sie sehen, daß sie vergeblich sind," meinte Bettina und schloß den Sekretär.

In diesem Augenblick läutete unten im Hausflur die Glocke. Sie klang in der Stille des Hauses fast unheimlich.

Die Gräfin sah ihre Tochter überrascht, fast furchtsam an. „Wer kann das um diese Stunde noch sein?"

Bettina horchte. Nichts regte sich unten. Das Mädchen, das sie zur Besorgung der Hausarbeit eingestellt hatten, war wohl augenblicklich nicht anwesend.

Die Glocke erklang wieder. Ihr greller Ton hallte durch das Haus, zerrte an den Nerven.

Bettina war unentschlossen, was sie tun sollte. Vielleicht war es ein Bote vom Herzog. Sie ging an das Fenster und beugte sich hinaus.

Unten vor dem Haus stand im Dämmerlicht ein einfach gekleideter Mann. Das Gesicht konnte man nicht sehen. Er trug hohe Stiefel, in die die Hose gesteckt war, einen grobwolligen Rock und eine Lammfellmütze. Bettina fiel es sofort auf, daß er beinahe wie ein russischer Bauer aussah.

Sie rief hinunter.

Der Mann richtete, indem er ein paar Schritte zurücktrat, sein rotes, schmales Gesicht mit dem struppigen, grauen Schnurrbart zu ihr empor, zog seine Mütze, machte eine linkische Verbeugung und sagte mit deutlich fremdländischer Betonung: „Kann ich die Komtesse von Hanenstein sprechen?"

Bettina überlegte eine Sekunde lang. Sie hatte den Menschen nie gesehen. Er kam ihr beinahe ein bißchen unheimlich vor. „Was wünschen Sie?"

„Kann ich hier nicht sagen," gab der Mann zurück. „Ist was Wichtiges. Komme von jemand, der Ihnen nahesteht." Dabei schaute er sich vorsichtig um, ob ihn auch niemand gehört habe.

Bettina wurde noch immer nicht ein gewisses Mißtrauen los.

Die Mutter trat jetzt ebenfalls an das Fenster, und die Tochter teilte ihr mit, worum es sich handelte.

„Lieber nicht," flüsterte die Gräfin beklommen und zupfte ihre Tochter heimlich am Kleid.

Der Mann unten machte einige für Bettina unverständliche Zeichen.

„Das hat doch wohl bis morgen Zeit," sprach Bettina hinunter und wollte schon, sehr zur Beruhigung ihrer Mutter, das Fenster schließen.

Aber der Fremde legte die Hände an den Mund wie eine Schallröhre: „Komme von Iwan!" Und wieder blickte er sich nach allen Seiten um, wie jemand, der etwas zu fürchten hat.

Bettina griff bei Nennung dieses Namens unwillkürlich ans Herz. Der Mann unten legte warnend den Zeigefinger an den Mund.

Bettina stürzte jetzt an der fassungslosen Gräfin vorbei aus dem Zimmer, flog die Treppe hinunter und öffnete dem Mann die Haustür.

Wenige Sekunden später standen sie im Salon, in dem auch die Gräfin erschien, getrieben von einer unbezähmbaren Neugierde und einer dunklen Ahnung, daß sich etwas Feindliches und Gefährliches vollziehe.

„Was sagten Sie... Sie kommen von Iwan Taschew?" fragte mit stockendem Atem Bettina, während ein Zittern ihren Körper überlief.

Der Mann drehte etwas unbeholfen, wie in Verlegenheit, die Mütze in den Händen. „Ja, Iwan schickt mich. Läßt Sie viel tausendmal grüßen, Komtesse. Er gedenkt

Ihrer in unverminderter Treue," sagte der Mann und seine traurigen Augen blinzelten sie verständnisvoll an.

Bettinas Pulse flogen. „Wo... wo ist er?"

Der Mann schüttelte den Kopf. „Darf ich nicht sagen. Irgendwo in Rußland. Hat mich über die Grenze gesandt, um mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen."

In Bettinas Kopf begann es zu wirbeln. Die Wände der Zimmer drehten sich um sie. Sie mußte sich einen Augenblick an der Lehne eines Stuhles festklammern. Dann gewann sie ihre Selbstbeherrschung wieder, aber die Gedanken jagten sich blitzschnell in ihrem Gehirn: sie hatte sich also doch geirrt . . . Rittmeister Erken war nicht Iwan. Er konnte es nicht sein, wo Iwan doch einen Boten aus Rußland sandte.

Zugleich überfiel sie aber eine große Traurigkeit. Jetzt nach so langer Zeit kam eine Nachricht von ihm, jetzt wo es zu spät war. Jetzt, wo sie sich mit dem Herzog verlobt hatte, nachdem sie vergeblich fünf Monate auf ein Lebenszeichen Iwans gewartet hatte. Eine tiefe Reue ergriff sie, daß sie sich von ihrer Mutter hatte überreden lassen, dem Herzog ihr Jawort zu geben. Und es wieder zurücknehmen? Sie fühlte, daß sie das nicht über sich brächte. Sie war wie ein Mensch, der in die Irre geraten ist und sich jetzt nicht mehr zurechtfindet . . . der einen Weg gegangen ist, der ins Dunkel führt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Millionenerbschaft.

Skizze von Klaus Hardenberg.

Er war ein alter Mann und stand an der Ecke der Kleist- und Bülowstraße. Mit blaugefrorenen Händen bot er seine Zeitungen feil. Doch die Leute liefen im hastigen Treiben der Weltstadt an ihm vorbei. Denn seine Stimme war dünn und zittrig, und er wußte seine Zeitungen nicht so auszurufen wie andere Verkäufer.

Mehr aus Mitleid kaufte Jürgen Peters dem Alten eines Abends ein illustriertes Blatt ab. Der zitternde Dank war wie ein Hilferuf zugleich, und deshalb gewöhnte Jürgen Peters sich an, nie ohne einen kleinen Kauf an dem alten Zeitungsmann vorüberzugehen. Eine stumme Freundschaft entwickelte sich zwischen den beiden.

Eines Tages wartete der Jüngere auf die Straßenbahn. Er stand neben dem alten Zeitungsverkäufer und wechselte ein paar Worte mit ihm. Natürlich sprach er vom schlechten Wetter, vom kalten Wind, der durch die Straßen fegte: „Ich wünschte Ihnen von Herzen, Sie brauchten hier nicht mehr zu stehen."

Da war der Alte förmlich aufgetaut: „Danke, danke! Ich hoffe, ich werde es auch nicht mehr lange nötig haben. Denn mir steht" — er beugte sich vor, und seine Greisenstimme sank zu vertraulichem Flüstern — „eine große Erbschaft bevor. Eine Millionenerbschaft! Ja, da staunen Sie!" Die Straßenbahn kam, und Jürgen Peters hatte nicht Zeit, noch länger mit dem Alten zu sprechen.

Er dachte aber in den nächsten Tagen verschiedentlich an die Millionenerbschaft des alten Zeitungsverkäufers. Er glaubte nicht daran. Aber er wollte doch versuchen, etwas Näheres zu erfahren, und als er das nächste Mal wieder an seinem Bekannten vorüberkam, lud er ihn zu einem kleinen Imbiß in einer billigen Schenke ein: „Sie haben schon lange genug gefroren, und Sie sehen nicht aus, als hätten Sie heute schon etwas Warmes in den Leib bekommen."

Der Alte sah ihn erstaunt an. „Nein, nein", stammelte er dann. „Sie haben recht. Ich konnte es nicht. Ich hatte kein Geld." Dann folgte er Jürgen Peters mit der verlegenen Miene des verschämten Armen.

Doch in der warmen Wirtshausecke verlor er bald alle Befangenheit. Er aß langsam, als wollte er den ungewohnten Genuß recht auskosten.

Endlich legte er Messer und Gabel bei Seite. Er bat um Entschuldigung, daß er so ins Essen vertieft gewesen sei und seinen Gastgeber fast vergessen habe: „Es kommt ja so selten vor, daß ich mich satt essen kann. Aber" — sein Körper straffte sich unwillkürlich ein wenig — „aber es wird nicht mehr lange dauern, dann kann ich mir so ein Essen jeden Tag leisten. Dann werde ich auch in der Lage sein, Ihnen meinen Dank abzustatten."

„Sie meinen die Millionenerbschaft, die Sie erhoffen?"

„Erhoffen? Nein Herr, erhoffen ist nicht der richtige Ausdruck. Ich weiß, daß ich die Erbschaft machen werde. Ich weiß es ganz genau. Es kann ja gar nicht anders sein. Seit zehn Jahren lebe ich ja nur noch dieser Erbschaft wegen. Sie glauben noch nicht recht daran? Hören Sie zu! Schon im Vaterhaus war die Rede davon. Ein Großonkel hatte drüben in Holländisch-Indien eine Pflanzung gehabt. Er starb vor rund hundert Jahren ohne Kinder. Der Staat nahm das Erbe. Die Verwandten, die erst Jahre später davon erfuhren, forderten es. Mein Großvater hatte kein Geld zum Prozeßführen, und als er gestorben war, verblaßte in der Familie die Erinnerung an das Erbe. Dann und wann wurde noch davon gesprochen, aber es war mehr zur Sage geworden. Ich träumte als Junge davon, was ich mit dem Gelde anfangen würde, wenn es einmal zu uns käme.

Später hatte ich keine Zeit mehr zu langem Träumen, weil ich arbeiten, schwer arbeiten mußte. Ich habe es in meinem Leben nie gut gehabt und mich immer nur zur Not durchschlagen können. Vor zehn Jahren hatte ich es soweit gebracht, daß ich auskam.

Da erhielt ich einen Brief von einem Holländer. Der Mann schrieb, er sei als Justizinspektor auf eine alte Akte gestoßen, die sich mit der Erbschaft des auf Java verstorbenen Pflanzers Kauert befaßte. Er habe daraus erfahren, daß Erben einmal Ansprüche erhoben, doch nicht durchgefochten hatten. Ein neuer Prozeß würde aber ohne jeden Zweifel zum Sieg führen.

Ich fuhr hin, sprach mit dem Mann. Die Akte war da. Ich las sie. Er wollte den Prozeß für mich führen. Er sagte, die Entscheidung würde lange auf sich warten lassen, denn der Staat werde sich sträuben, die angesammelten Millionen herauszurücken.

Herr, ich weiß, ich werde diesen Prozeß gewinnen. Es tut mir nicht leid, daß ich zehn Jahre gedarbt habe, um den Prozeß führen zu können, daß ich mein Geschäft verlor, weil ich immer an die Erbschaft denken mußte. Für das alles werde ich bald entschädigt. Wenn ich erst Millionär bin, mehrfacher Millionär, dann . . ."

Er erzählte lange, was er dann anfangen wollte. Er tat Jürgen Peters leid. Und doch mußte der Alte glücklich sein in diesem Glauben. —

Deshalb machte sich Jürgen Peters beinahe Vorwürfe, als er eines Tages einen Anwalt beauftragte, die Richtigkeit der Angaben dieses holländischen Justizinspektors nachzuprüfen. Ihn ging ja die Sache eigentlich nichts an. Aber aus irgend einem, ihm selbst nicht ganz klaren Gefühl heraus mochte er den Auftrag nicht rückgängig machen. —

Zwei, drei Wochen später vermißte er den alten Zeitungsverkäufer. Er wandte sich an den Schutzmann an der Ecke: „Wissen Sie nicht, wo er ist?"

„Doch. Gestern wurde er überfahren und ins Luisenstift gebracht. Es soll schlecht um ihn stehen."

Die Schwester im Krankenhaus sagte Jürgen Peters das Gleiche: „Er wird nicht mehr lange leben. Aber wenn Sie ihn noch einmal sehen wollen . . . Sie sind der Einzige, der sich nach ihm erkundigt hat."

Der Alte erkannte Jürgen Peters sofort. Er lag mit blutlosem Gesicht in den Kissen und versuchte doch zu lächeln: „Ich habe Pech gehabt. Aber der Arzt sagt, ich werde durchkommen. Und dann . . . dann bin ich ja auch Millionär." Er phantasierte eben schon ein wenig. Er sprach von allem, was er sich noch gönnen wollte, was er vom Leben und von seinen Millionen erhoffte.

In der Nacht starb er. Sein Gesicht war das eines glücklich Träumenden.

Jürgen Peters folgte als einziger seinem Sarg. Er trug in seiner Tasche einen Brief, der eben bei ihm eingetroffen war. Darin schrieb ihm sein Anwalt, der Holländer sei ein Betrüger, die Erbschaft ein Märchen.

Und doch hatte sie einen Menschen glücklich gemacht.

Die Flucht.

Skizze von Alfred Petto.

Er erzählt:

Nachdem ich verschiedene andere Gefangenenlager durchwandert hatte, im ganzen fünf, wurde ich eines Tages nach Nevers transportiert. Das war im zweiten Jahre meiner Gefangenschaft. In Nevers arbeiteten insgesamt 40 Deutsche, darunter auch ein Feldwebel aus dem Hannoverschen. Wundrak hieß er. Ich zählte damals 19 Jahre. In Wirklichkeit war ich älter, viel älter, ich trug einen Bart und stand mit den Familienvätern auf Du. Wir arbeiteten in einer Zementfabrik, mitunter zwölf Stunden am Tage. In den dunklen, staubgefüllten Räumen, in denen wir beschäftigt waren, verging uns der Tag, ohne daß wir Sonne und Himmel zu sehen bekamen. Das konnte so nicht weitergehen. Ich faßte den Entschluß zu fliehen, ich hatte Karten, Konserven und Zivilkleider. Nur ein Kompaß fehlte mir.

An einem Sonntag hockte ich vor unserer Baracke auf einer Bank. Von ferne leuchtete der Wald in bunten Farben. Auf den Feldern brannten Herbstfeuer. Ich spürte mit einem Male eine Hand auf meiner Schulter. Es war Wundrak. Er setzte sich neben mich.

„Du!" redete er mich nach einer Weile an. „Du mußt den Kopf nicht hängen lassen. Es hat gar keinen Sinn."

Ich schwieg. Da fuhr er fort: „Ich will dir etwas sagen: Ich beobachte dich schon einige Zeit, du — grübelst zuviel."

Man kann niemand trauen, selbst den Mitgefangenen nicht. Solche Pläne, wie ich sie hegte, waren am sichersten bei mir. Er rückte näher. Er meinte, er wisse ja gut, daß wir anderen ihn schnitten, einfach schnitten, wahrscheinlich aus Mißtrauen. Sehe er denn so aus? Oder Feldwebel? — Was heiße Feldwebel! Nichts, gar nichts! Mensch zu Mensch, Gefangener zu Gefangenem, ob er nun Knöpfe und Schnüre habe oder keine. Ich erzählte ihm, was ich vorhatte. Er blickte sich erst um, dann hieb er mir auf den Schenkel, lachte, daß man sein Zahnfleisch sah, und sagte: „Du — ich laufe mit."

Wir verabredeten einen Tag, aber welchen? Einer glich ja dem anderen. Wir losten: Mittwoch . . .

Der Mittwoch kam.

Abends ging ein feiner Sprühregen nieder. Die Luft war voll schwerer Herbstgerüche. In den Wiesentälern kroch der Nebel wie schleimige Raupen. Gegen sieben Uhr trafen wir von der Fabrik her im Lager ein. Wundrak und ich redeten nichts. Wir wuschen uns wie immer und traten zum Essenempfang an. Wir waren ausgehungert, Brot und Suppe schmeckten nach Zement. Anschließend faßten auch die französischen Posten. Während die Wache wechselte, ein, zwei Minuten, das war die Zeit, die wir ausnutzen mußten. Also gegen halb acht Uhr.

Wundrak hatte seine Suppe geschlürft, spielte mit dem Löffel an der Unterlippe. Er sah mich an. Seine Augen waren groß und ängstlich, seine Backen schlaff, kalkig. Ich glaubte, daß er ein wenig zittere. Ich stellte den Napf hin, erhob mich. Das sollte das Zeichen zum Aufbruch sein. Ich war bis dahin ruhig gewesen. Aber jetzt, während ich an dem anderen vorüberging, spürte ich plötzlich den Herzschlag an Hals und Ohr. Ich hatte keinen klaren, stillen Gedanken mehr. Nur ein Drängen, Treiben, zu handeln, gepreßt, geballt, wie heiße Luft aus einem Kessel strömt. Ich verschwand hinter den Pritschen, wo ich Kleider und Konserven versteckt hatte, ein kleines, festgeschnürtes Bündel; groß durfte es ja nicht sein. Wundrak erhob sich nach mir, ich hörte ihn hinter mir, ich weiß nicht, wie lange . . .

Ich lief zwischen Baracke und Drahtverhau entlang. Wo das Bedürfnishaus war, befand sich ein Loch, das ich hineingeschnitten hatte, d. h., ich brauchte nur eine Masche zu heben, um das Loch erst entstehen zu lassen. Drüben stand der Posten. Er guckte in die Luft und aß. Seine Knarre stand gegen die Baracke gelehnt.

Ich hob die Masche, es glückte. Ich sprang hindurch, lief den Wiesenhang hinab in den Nebel hinein; ich spürte den Boden nicht mehr, ich trat wie auf Wolken, ich fröstelte, meine Kopfhaut zog sich zusammen, die Nerven zersprangen fast. Im Lager blieb es still. In ein paar Sprüngen erreichte ich den Wald. Nun war ich doch froh. Dann legte ich mich ins Gebüsch, zog die Gefangenenkluft aus, die Zivilkleider an und band das rote Taschentuch um den Hals. Ich habe es heute noch. Der Nebel nahm zu, die Dunkelheit kam sehr schnell. Leise fielen die Blätter von den Ästen. Ich schlich mich zur verabredeten Stelle — einer dicken Buche, etwa fünf Meter waldeinwärts — und wartete auf Wundrak. Ich ging bis nahe an die Landstraße, die er kommen mußte. Einmal fuhr ein Lastwagen vorüber. Wo blieb Wundrak? Ein Gefühl des Allein- und Vogelfreiseins überfiel mich, ein Angstgefühl, wie ein Kind es hat, wenn es allein in der Wohnung ist.

Ich hörte Schritte, die fest und knirschend näher kamen. Ich kroch hervor. Es war zu dunkel, um etwas zu erkennen. Da legte ich mich auf den Bauch und rutschte bis dicht an den Straßenrand. Verdammt, das war doch Wundrak!..

„Feldwebel!" rief ich flüsternd.

Der Mensch blieb stehen, blickte umher.

„Feldwebel!" sagte ich jetzt laut und erhob mich aus dem Laub. Der andere stutzte, wich zurück. Dann aus einiger Entfernung knipste er eine Taschenlampe an, hielt mir den Schein frech ins Gesicht. Ich war völlig geblendet.

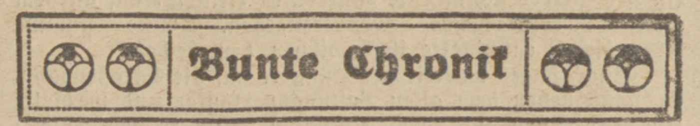
„Mach keinen Blödsinn, Wundrak!" sagte ich aufgebracht, aber da hatte mich der andere schon gepackt. — es war ein französischer Gendarm mit dem gallischen Spitzbärtchen.

„Ah — filou, prisonnier! — Gomm!"

Er setzte mir seine Knarre vor. Er band mich und führte mich ab. Es begann zu regnen, der Regen tropfte mir aus den Haaren in die Ohren. Der Musje hielt sich hinter mir, schob mich den Weg, den ich vor ein paar Minuten mit Raubtiersprüngen gelaufen war, gemächlich wieder zurück. Als ich die Umrisse der Baracke sah, hätte ich am liebsten gebrüllt. Alles war in Aufruhr, als ich wieder eintraf. Wundrak sah mich verlegen an und ließ den Kopf hängen. Die Strafe, die ich erhielt, wünsche ich keinem. Aber das ging auch vorüber.

Wundrak gestand mir später: „Du, weißt du, man ist doch zu alt, um solche Sprünge zu machen. Ich hatte, du kannst mir's glauben, eine tolle Angst!"

Das ist die Geschichte von meiner Flucht. Seid ihr jetzt zufrieden?



Bunte Chronik

*** Wenn sich Wale mausig machen.** Bei St. Austell an der Küste Cornwalls in England kann man gegenwärtig den seltenen Anblick von Walen in so weit südlichen Gewässern genießen. Den Strandgästen sind sie eine Freude, den Fischern ein Verdruß. Wenn sich Wale mausig machen, werden die so heiß ersehnten Schwärme der Heringe und Sprotten vertrieben, die Netze bleiben nicht nur leer, sondern werden von den gewaltigen Meersäugetieren vernichtet. Späte Strandgäste, die übrigens an diesen Gestaden noch bis dicht an die Grenze des Winters in warmem Seewasser baden können, bemannten deshalb Motorboote, um den Fischern durch Vertreibung der Wale zu Hilfe zu kommen. Mit Jagdbüchsen schossen sie auf die Riesen. Aber die Wale tauchten auf und tauchten unter, ganz gleich, ob man sie traf oder nicht. Die Fischer verlangten deshalb die Entsendung eines Walfängers, der die Ungetüme harpunierte.

Wer Brot hat, aber keine Liebe, der hat im Grunde
genommen doch nichts,
Wer Brot hat und kein Gefühl der Verantwortung für die
andern, die ohne Brot sind,
Bringt der Welt nicht, was sie braucht: das Leben, sondern
ist schuld an ihrem Verderben.
Brot ohne Herz, das bedeutet: die Herrschaft der Faust,
Recht des Stärkeren.

Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg